

DIE PHILOSOPHIE DES MARKTES THE PHILOSOPHY OF THE MARKET

Hans-Christoph Schmidt am Busch (Hg.)



Deutsches Jahrbuch Philosophie

Herausgegeben im Auftrag der
Deutschen Gesellschaft für Philosophie

Band 7

FELIX MEINER VERLAG • HAMBURG

Die Philosophie des Marktes

The Philosophy of the Market

Herausgegeben

von

HANS-CHRISTOPH SCHMIDT AM BUSCH

FELIX MEINER VERLAG • HAMBURG

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung
der Deutschen Gesellschaft für Philosophie e.V.

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische
Daten sind im Internet über <http://portal.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-7873-3012-6

ISBN eBook: 978-3-7873-3013-3

www.meiner.de

© Felix Meiner Verlag Hamburg 2016. Alle Rechte vorbehalten. Dies gilt auch für Ver-
vielfältigungen, Übertragungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Ver-
arbeitung in elektronischen Systemen, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich
gestatten. Satz: Type & Buch Kusel, Hamburg. Druck und Bindung: Druckhaus Nomos,
Sinzheim. Werkdruckpapier: alterungsbeständig nach ANSI-Norm resp. DIN-ISO 9706,
hergestellt aus 100% chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany.

INHALT

<i>Hans-Christoph Schmidt am Busch</i>	
Einleitung	7
<i>Heinz D. Kurz</i>	
Zur Politischen Ökonomie des <i>homo mercans</i>	
Adam Smith über Märkte	23
<i>Martin Hartmann</i>	
Invisible Hand and Impartial Spectator: The Adam Smith Problem	
Reconsidered	49
<i>Douglas Moggach</i>	
Die Kultur der Zerrissenheit und ihre Überwindung	
Friedrich Schiller, Bruno Bauer und der ästhetische Republikanismus	71
<i>Hans-Christoph Schmidt am Busch</i>	
Die sittliche Ambivalenz von Märkten – ein Grundproblem moderner	
Gesellschaften?	99
<i>Andrew Buchwalter</i>	
»Die Sittlichkeit in der bürgerlichen Gesellschaft«	
Entzweiung, Bildung und Hegels Aufhebung der Aporien der	
sozialen Moderne	125
<i>Michael Quante</i>	
Handlung, System der Bedürfnisse und Marktkritik	
bei Hegel und Marx	153
<i>Emmanuel Renault</i>	
Marx's Critique of the Market	177
<i>Michael Schefczyk</i>	
The Tale of Two Doctrines	
Mill on economic and political liberalism	191

<i>Birger P. Priddat</i>	
Die Transaktion als Juxtaposition und als Kooperation	
Differenten Interpretationen des Marktes	207
<i>Simon Derpmann</i>	
Geld als Ware	227
<i>Lisa Herzog</i>	
Who should prevent sweatshops?	
Duties, excuses, and the division of moral labour in the global economy	255
<i>Edward Skidelsky</i>	
Prostitution and Corruption	279
<i>Christopher F. Zurn</i>	
The Ends of Economic History: Alternative Teleologies and the	
Ambiguities of Normative Reconstruction	289
 Autorinnen und Autoren	325

Einleitung

Vor 25 Jahren erfreuten sich marktwirtschaftliche Institutionen höchsten Ansehens. Zu einer Zeit, als der Kommunismus sich für viele Menschen als eine Illusion erwiesen hatte,¹ schien es keine vernünftige Alternative zu Märkten mehr zu geben. Marktwirtschaftliche Institutionen wurden nicht nur aus Gründen der Produktivität befürwortet, sondern auch deshalb, weil sie einen effektiven Schutz der Freiheit des Einzelnen und eine gerechte Verteilung der gemeinschaftlich produzierten Güter und Leistungen in Aussicht stellten. Die Akzeptanz von Märkten war so groß, dass ein Autor, der bis dahin nur in Fachkreisen bekannt war, eine weltweite Debatte auslösen konnte, als er behauptete, dass demokratisch und marktwirtschaftlich verfasste Staaten die letzte Stufe der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit bildeten.² Es ist nicht überraschend, dass Märkte in dieser Situation auch in gesellschaftlicher Hinsicht einen enormen Bedeutungszuwachs verzeichneten: Volkswirtschaften, die bis dahin planwirtschaftlich strukturiert waren, erhielten marktwirtschaftliche Organisationsformen, bereits bestehende Märkte wurden von staatlichen Eingriffen befreit und marktwirtschaftliche Reglements erhielten Einzug in soziale Bereiche, für die sie zuvor nicht einmal in Betracht gezogen worden waren (etwa das Gesundheits- oder Bildungssystem). Märkte, so schien es, sind sogenreiche Institutionen, die nahezu jedes gesellschaftliche Problem zu lösen vermögen.

Diese Einschätzung ist längst einer anderen gewichen. Seit dem Ausbruch der Weltwirtschaftskrise im Jahre 2007 werden Märkte zunehmend als Institutionen wahrgenommen, die Gesellschaften schwächen und Staaten beschädigen. Hierfür sind Beobachtungen wie die folgenden verantwortlich: Im Zuge der Globalisierung von Märkten haben Einkommensdifferenzen sehr stark zugenommen und Vermögenskonzentrationen zugunsten weniger stattgefunden; in den wirtschaftlich am stärksten entwickelten Ländern sind immer mehr Menschen von Armut betroffen, und die Anzahl der prekär Beschäftigten wird ständig größer; psychische Belastungen und Erkrankungen unter Erwerbstägigen verzeichnen eine starke Zunahme; Unternehmen (etwa im Finanzsektor)

¹ Vgl. Furet, François: *Das Ende der Illusion. Der Kommunismus im 20. Jahrhundert.* München 1999.

² Vgl. Fukuyama, Francis: *Das Ende der Geschichte. Wo stehen wir?* Reinbek 1992.

erzielen höchste Gewinne durch den Verkauf von Produkten, die allem Anschein nach volkswirtschaftlich schädlich sind; Banken sind so mächtig geworden, dass ihre Verluste von der Allgemeinheit getragen werden (müssen); multinationale Konzerne entziehen sich ihrer Verpflichtung, Steuern zu entrichten; und Städte, Regionen und Staaten sind mittlerweile so hoch verschuldet, dass ihre Handlungsfähigkeit in Frage steht. Angesichts solcher Entwicklungen kann es nicht überraschen, dass der Geist der Zeit heute ein anderer ist als vor 25 Jahren. Märkte, so scheint es, lösen keine gesellschaftlichen Probleme; sie schaffen soziale Missstände.

Was sind Märkte? Sollten wir die Existenz von Märkten befürworten oder ablehnen? Und warum? Für die zeitgenössische Philosophie waren diese Fragen längere Zeit von geringem Interesse. Unter dem Einfluss des Keynesianismus gingen viele politische Philosophen wie selbstverständlich davon aus, dass Märkte staatlicherseits so reguliert werden können, dass sie weitgehend krisenfrei funktionieren und politische Vorgaben hinreichend gut erfüllen.³ Deshalb konnten diese Denker, wie verschiedentlich bemerkt,⁴ sich auf die Spezifizierung und Rechtfertigung von Gerechtigkeitsgrundsätzen konzentrieren – und die Untersuchung der Frage vernachlässigen, ob diese Grundsätze unter marktwirtschaftlichen Bedingungen überhaupt befolgt werden können. Selbst für die Sozialphilosophie in der Tradition der Kritischen Theorie bildeten Märkte eine Zeit lang keinen eigenen Untersuchungsgegenstand.⁵ In ihrem Verständnis war die moderne Marktwirtschaft eine soziale Sphäre, die sich im Zuge der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung etabliert hatte und mit den Mitteln der soziologischen Systemtheorie angemessen analysiert werden konnte.⁶ Als gesellschaftlich problematisch galt ihr nicht die Existenz einer sol-

³ Exemplarisch sei hier auf John Rawls' frühes Hauptwerk, *Eine Theorie der Gerechtigkeit*, verwiesen, das seit seiner Veröffentlichung im Jahre 1971 den Diskurs der politischen Philosophie geprägt hat. Unter Bezugnahme auf keynesianische Annahmen (vgl. z. B. Rawls, John: *Eine Theorie der Gerechtigkeit*. Frankfurt am Main 1979, S. 310) geht Rawls davon aus, dass Märkte so eingerichtet werden können, dass sie faire Chancengleichheit ermöglichen und dem Unterschiedsprinzip genügen.

⁴ Vgl. Honneth, Axel: *Das Recht der Freiheit*. Berlin 2011, S. 14–31. Vgl. in diesem Zusammenhang auch Rainer Forsts Kritik an dem von ihm so bezeichneten »empfängerorientierten« Bild von Gerechtigkeit, in dem der Staat als »Verteilungsmaschine« vor gestellt wird (in: Forst, Rainer: Gerechtigkeit. In: *Politische Theorie und Politische Philosophie. Ein Handbuch*. Hg. v. Martin Hartmann und Claus Offe. München 2011, S. 198–202). Auf Rawls' *Theorie der Gerechtigkeit* trifft diese Kritik aber meines Erachtens nicht zu (vgl. Rawls: *Theorie der Gerechtigkeit*, Kap. 14, insbesondere S. 109).

⁵ Vgl. hierzu auch meine Überlegungen in »*Anerkennung als Prinzip der Kritischen Theorie*«. Berlin, Boston 2011, S. 30–38.

⁶ Vgl. Habermas, Jürgen: *Theorie des kommunikativen Handelns*. 2 Bände. Frankfurt am Main 1988.

chen Wirtschaftsordnung,⁷ sondern lediglich deren mögliches Übergreifen auf andere soziale Sphären, insbesondere solche, die ihr nicht systemisch strukturiert zu sein schienen.

Diese Konstellation ist nicht länger aktuell. Was sich seit kurzem beobachten lässt, sind die Anfänge philosophischer Debatten, welche den Markt und die Märkte betreffen. Es ist bemerkenswert, dass dieser Diskurs von Theoretikern initiiert worden ist, die ganz unterschiedlichen Strömungen der politischen Philosophie und der Sozialphilosophie angehören – etwa dem Liberalismus, dem Kommunitarismus, dem Feminismus, der Kritischen Theorie oder dem Marxismus. Was diese Denker interessiert, sind begriffliche, sozialtheoretische, moralpsychologische und ethische Fragen, welche ihres Erachtens von zeitgenössischen Märkten aufgeworfen werden. Gefragt wird zum Beispiel: Was ist ein marktwirtschaftlicher Tausch? Welche konstitutiven Eigenschaften hat Geld? Haben Märkte sittliche Grundlagen, die bei ihrer Beschreibung berücksichtigt werden müssen? Was sind freie im Unterschied zu regulierten Märkten? Sind Märkte selbständige Institutionen oder müssen sie von Staaten eingerichtet und aufrechterhalten werden? Welche Gemeinsamkeiten weisen kapitalistische und nicht-kapitalistische Märkte auf, und wodurch unterscheiden sie sich voneinander? Gefragt wird auch: Zeichnen die Wirtschaftswissenschaften ein angemessenes Bild der Marktteilnehmer? Sind Menschen, die auf Märkten agieren, individuelle Nutzenmaximierer? Welche Bezüge weisen ihre Handlungen zu gesellschaftlich geteilten Werten und Normen auf? Was sind Wirtschaftsunternehmen, und welchen strukturellen Zwängen sind sie an Märkten ausgesetzt? Und: Wie sind Märkte ethisch zu bewerten? Welche Verpflichtungen haben Marktteilnehmer aus Gründen der Gerechtigkeit? Sind materielle Ungleichheiten, die Märkte erzeugen, ethisch relevant?⁸ Welche Gefahren birgt die eingangs skizzierte Ausweitung von Märkten für die sittliche

⁷ Vgl. hierzu nun auch Streeck, Wolfgang: *Gekaufte Zeit. Die vertagte Krise des demokratischen Kapitalismus*. Berlin 2013.

⁸ Harry G. Frankfurt ist der Überzeugung, dass materielle Ungleichheiten, die von Märkten erzeugt werden, *als solche* ethisch irrelevant sind. (Vgl. Frankfurt, Harry G.: *Ungleichheit. Warum wir nicht alle gleich viel haben müssen*. Berlin 2016.) Wie er selbst mitteilt, liegen dieser Schrift zwei Aufsätze zugrunde, die er 1987 bzw. 1997 publiziert hat (»Equality as a Moral Ideal« und »Equality and Respect«). Während diese Aufsätze als fachliche Beiträge zu einer non-egalitaristischen Gerechtigkeitstheorie rezipiert wurden, hat *Ungleichheit* – vom Verlag als »Coup« angekündigt – in einer nicht-philosophischen Öffentlichkeit polemische Reaktionen hervorgerufen. Diese höchst unterschiedliche Rezeption von Frankfurts Überlegungen ist ein Indiz der Richtigkeit unserer eingangs geäußerten Thesen, dass Märkte heute, anders als noch vor kurzem, als problematische Institutionen wahrgenommen werden und dass die von ihnen erzeugten Einkommens- und Vermögensdifferenzen in den Augen vieler Menschen einen ihrer problematischen Aspekte bilden.

Substanz von Gemeinwesen, und welche moralischen Potentiale hat sie? Lassen sich Märkte überhaupt im Allgemeinen ethisch beurteilen, oder sind einige Märkte (etwa solche für giftige Abfälle oder menschliche Organe) unter dieser Perspektive anders einzustufen als andere?

Mit der Erörterung von Fragen wie diesen schließt das philosophische Denken thematisch an die europäische Philosophie des 18. und des 19. Jahrhunderts an. Angesichts von politischen Revolutionen und wirtschaftlichen Umbrüchen, in deren Zuge sich marktwirtschaftliche Systeme sowie profitorientierte Unternehmensformen und Verhaltensweisen zu etablieren begannen, war es für die Philosophie sehr wichtig, Klarheit darüber zu gewinnen, wie Märkte funktionieren, welche sozialen Auswirkungen sie haben und wie sie ethisch zu bewerten sind. Welche Dringlichkeit diese Fragen besaßen, ist allein daran zu erkennen, dass sie von so unterschiedlichen Denkern wie den schottischen Aufklärern, den deutschsprachigen Kameralisten, den französischen Frühsozialisten, den Deutschen Idealisten⁹, den Vertretern des Liberalismus und den Linkshegelianern bis hin zu Karl Marx eingehend behandelt worden sind. Die Forschung, die auf diesem Wege geleistet wurde, hat nicht nur das philosophische Denken stark beeinflusst, sondern darüber hinaus zur Etablierung von Disziplinen wie den Wirtschaftswissenschaften oder der Soziologie wesentliche Beiträge geleistet.

Nicht wenige Philosophinnen und Philosophen, die sich heute mit Fragen des Marktes beschäftigen, sind der Auffassung, dass das philosophische Denken früherer Zeiten ihre Überlegungen systematisch bereichern kann. So verfolgen Robert und Edward Skidelsky in ihrer vielbeachteten Studie *Wieviel ist genug?*¹⁰ das Anliegen, im Rahmen einer neoaristotelischen Theorie des guten Lebens darzulegen, warum das Streben nach monetärem Gewinn vernünftigerweise kein letztes Ziel menschlichen Handelns sein kann, und sie kritisieren kapitalistische Märkte im Ausgang von diesem Gedanken. Debra Satz befasst sich in ihrer Abhandlung *Von Waren und Werten* ausführlich mit den Theorien Adam Smith', David Ricardos und Karl Marx';¹¹ diese Autoren ha-

⁹ Das gilt zumindest für Johann Gottlieb Fichte und Georg Wilhelm Friedrich Hegel. Vgl. Fichte, Johann Gottlieb: Der geschloßne Handelsstaat. In: *Werke*, Bd. 3. Hg. v. Immanuel Hermann Fichte. Berlin 1971, Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Philosophie des Geistes. In: *Gesammelte Werke (GW)*, Bd. 8. Hg. v. Rolf-Peter Horstmann unter Mitarbeit v. Johann Heinrich Trede. Hamburg, Düsseldorf 1976, S. 185–287 sowie ders.: Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse. Grundlinien der Philosophie des Rechts. In: *GW*, Bd. 14.1. Hg. v. Klaus Grotsch u. Elisabeth Weisser-Lohmann. Hamburg 2012.

¹⁰ Skidelsky, Robert/Skidelsky, Edward: *Wie viel ist genug? Vom Wachstumswahn zu einer Ökonomie des guten Lebens*. München 2013.

¹¹ Satz, Debra: *Von Waren und Werten. Die Macht der Märkte und warum manche Dinge nicht zum Verkauf stehen sollten*. Hamburg 2013, insbesondere S. 55–86.

ben ihres Erachtens Erkenntnisse erzielt (etwa bezüglich struktureller Differenzen von Gütermärkten und Arbeitsmärkten oder Herrschaftsbeziehungen, die durch Märkte befestigt werden), welche von der zeitgenössischen Ökonomik kaum beachtet werden, für Philosophinnen und Philosophen, die über Märkte nachdenken, aber äußerst bedeutsam sind. Axel Honneth versucht eine seiner sozialphilosophischen Kernthesen – dass Märkte deshalb eine sittliche Grundlage haben, weil Marktteilnehmer einander nicht nur als Rechtssubjekte behandeln können, die ihre eigenen Interessen verfolgen, sondern sich auch als Partner einer solidarischen Kooperationsgemeinschaft verstehen müssen – im Rückgriff auf die Hegelsche Philosophie des Geistes auszuarbeiten und zu rechtfertigen.¹² Und eine größer werdende Gruppe von Philosophen (wie auch von Soziologen und Wirtschaftswissenschaftlern) geht der Frage nach, ob das Marxsche Denken nicht doch Aufschlüsse über die Funktionsweise kapitalistischer Märkte gibt und Ressourcen für die Konzipierung und Rechtfertigung (markt-)sozialistischer Ordnungen zur Verfügung stellt.¹³ Wie diese Entwicklungen zeigen, bilden philosophiegeschichtlich inspirierte Fragen, Thesen und Theorien über Märkte heute den Gegenstand vielfältiger und lebhafter Diskussionen, deren Ergebnisse noch gar nicht absehbar sind.¹⁴

Die vorliegende Textsammlung steht in diesem Diskussionszusammenhang. Sie verfolgt im Wesentlichen drei Ziele: Erstens möchte sie einen Beitrag zur Klärung, Erörterung und Beantwortung der begrifflichen, sozialtheoretischen, moralpsychologischen und ethischen Fragen leisten, mit denen die Philosophie des Marktes gegenwärtig konfrontiert ist. Zweitens möchte sie herausarbeiten, welche marktbezogenen Theorien von klassischen und zeitgenössischen Vertretern der Philosophie des Marktes (etwa Adam Smith, Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Karl Marx, John Stuart Mill oder Axel Honneth) entwickelt worden sind. Drittens schließlich möchte sie prüfen, ob, wodurch und

¹² Vgl. Honneth, Axel: *Markt und Moral. Alternativen der Kapitalismusanalyse*. In: *Unerfüllte Moderne? Neue Perspektiven auf das Werk von Charles Taylor*. Hg. v. Michael Kühnlein und Matthias Lutz-Bachmann. Berlin 2011, S. 78–103.

¹³ Um nur einige wenige Schriften zu nennen: vgl. Jaeggi, Rahel/Loick, Daniel (Hg.): *Nach Marx*. Berlin 2013; Jaeggi, Rahel/Loick, Daniel (Hg.): *Karl Marx – Perspektiven der Gesellschaftskritik*. Berlin 2013; Kuch, Hannes: Real Utopias, Reciprocity and Concern for Others. In: *Philosophy & Social Criticism*, 6. Januar 2016, S. 1–23 (Online First); Petersen, Thomas/Faber, Malte: *Karl Marx und die Philosophie der Wirtschaft*. Freiburg 2013; Quante, Michael: Recognition in Capital. In: *Ethical Theory and Moral Practice* 16 (4), 2013, S. 713–727 und Rapic, Smail (Hg.): *Habermas und der Historische Materialismus*. Freiburg 2014.

¹⁴ Auch das systematische Interesse, das die Sozialphilosophie seit einigen Jahren dem Denken des Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlers Karl Polanyi entgegenbringt, steht in diesem Zusammenhang. Vgl. hierzu z. B. Brie, Michael: *Polanyi neu entdecken*. Hamburg 2015.

Heinz D. Kurz

Zur Politischen Ökonomie des *homo mercans*

Adam Smith über Märkte

1. Zum Problem

Der schottische Moralphilosoph und Ökonom Adam Smith vertrat die Auffassung, dass große Teile des Wirtschaftslebens eines Landes interdependenten Märkten anvertraut werden können, sofern freie Konkurrenz herrscht. Ein derartiges System, so seine Überzeugung, fördere »equality, liberty and justice«¹ und sei daher eine gute Sache. Er war entgegen einer weitverbreiteten Meinung entschieden *nicht* der Auffassung, »that nothing but selfishness is necessary to yield socially beneficial outcomes.«² Das eigensüchtige Verhalten von Menschen zielt vielfach darauf ab, die Konkurrenz einzuschränken, um sich Monopolrenten auf Kosten anderer zu sichern. Smith' Angriff auf das von ihm verachtete »Merkantilsystem« der Privilegien, Bevorzugungen, Regalien und Konzentration wirtschaftlicher Macht in wenigen Händen gilt dem »wretched spirit of monopoly«³ – dem unseligen Monopolgeist. Dieser ist zum Vorteil Weniger und zum Nachteil Vieler und drosselt ökonomische Entwicklung und wirtschaftliches Wachstum. Die auf sein Wirken zurückzuführenden Zustände sind statisch und dynamisch inferior. Er ist daher sowohl aus Gründen ökonomischer Effizienz als auch moralischer Billigkeit zu bekämpfen. Er schlägt nie und stellt daher eine permanente Bedrohung dar. Wenn eine Hydra einen Kopf verliert, heißt es in der griechischen Mythologie, wachsen an dessen Stelle zwei neue nach, und der Kopf in der Mitte der Hydra ist unsterblich. Ähnlich verhält es sich mit dem Monopolgeist. Die Beispiele der Ostindischen Gesellschaften Britanniens und der Niederlande belegen schlagend, welch gewaltige Schäden unkontrollierte Selbstsucht anrichten kann.

Selbstsucht *allein*, so Smith, setzt keine gute Gesellschaft ins Leben. Dem schottischen Menschenkenner Smith war andererseits klar, dass selbstsüchtiges Verhalten nicht aus der Welt zu schaffen ist. Die *condition humaine* ver-

¹ Smith, Adam: *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations*. Erstmals veröffentlicht 1776 in *The Glasgow Edition of the Works and Correspondence of Adam Smith*, Zwei Bände. Hg. v. R. H. Campbell u. A. S. Skinner. Oxford 1976, IV. ix., S. 664. Im Folgenden zitiert mit: Smith: *Wealth of Nations*. Buchnummer, Kapitelnummer, Teilnummer, Seitenzahl.

² Schotter, Andrew: *Free Market Economics. A Critical Appraisal*. New York 1985.

³ Smith: *Wealth of Nations*. IV. ii., S. 461.

langt, dass der Mensch auf sich und seine Interessen achtet, um nicht zu verkommen. Was »self love«, Selbstachtung und -verteidigung, im Einzelnen erfordern, ist indes nicht einfach zu beantworten. Gier und Raffsucht basieren auf einem Missverständnis des Eigeninteresses und können in einer schlecht regierten Gesellschaft großen Schaden anrichten. Worauf es daher ankommt, ist, menschliches Verhalten durch Gesetze, Regularien, Normen, Anreize usw. so zu steuern, dass es das Interesse des Einzelnen fördert, ohne der Gesellschaft zu schaden und für sie gegebenenfalls sogar segensreich ist. Die Politische Ökonomie als bedeutender Teil einer »Wissenschaft des Gesetzgebers« – einer *science of the legislator* – hat bei der Befassung mit dieser schwierigen staatspolitischen Aufgabe ihre Nützlichkeit zu erweisen. »Good government«, davon ist Smith überzeugt, führt nicht zu Armut und Elend, sondern zu Reichtum und Wohlstand, indem es Fleiß, Geschäftssinn und Kreativität beflügelt.

Angenommen, die fragliche Aufgabe wird befriedigend gelöst und selbstsüchtiges Verhalten mit potenziell gesellschaftsschädlichen Auswirkungen erfolgreich eingedämmt. Was in diesem Fall noch aussteht, ist der Beweis, dass die Koordination des eigeninteressierten Verhaltens der Vielen mittels eines Systems wechselseitig voneinander abhängiger Märkte gelingt. Denn was hätte man von einer guten Regierung, wenn der genannte privat-dezentrale Koordinationsmechanismus versagt und die Wirtschaft zusammenbricht? Generationen von Philosophen vor Smith hatten davor gewarnt, der Institution des Marktes die Koordination zu übertragen, Chaos und Anarchie wären die Folge. Smith teilt diese Auffassung nicht. Aber was hat er zugunsten der Marktlösung zu sagen? Warum glaubt er, dass Märkte gute Ergebnisse erbringen? Und vor allem: Warum glaubt er, dass sie *stabil* sind?

Die Arbeit ist wie folgt gegliedert: Abschnitt 2 erörtert Smith' Auffassung, dass dem Menschen die Neigung zu tauschen und zu handeln angeboren und er damit geradezu auf eine marktförmige Organisation hin konditioniert sei. Abschnitt 3 befasst sich mit Smith' Unterscheidung zwischen »Marktpreisen« und »natürlichen Preisen« und seiner Überzeugung, dass nur über letztere verallgemeinerungsfähige Aussagen getroffen werden können. Abschnitt 4 gibt einen kritischen Überblick über Smith' Vorstellung von der »Gravitation« der Marktpreise hin zu ihren natürlichen Niveaus. Diese bildet die Grundlage seiner Überzeugung von der Ordnung und Kohärenz erzeugenden zentripetalen Kraft der Konkurrenz. Abschnitt 5 wendet sich kurz der zentrifugalen Seite der Konkurrenz zu: der Einführung neuer Produkte und Produktionsverfahren sowie deren Absorption durch das ökonomische System. Abschnitt 6 behandelt das Problem der Informationsasymmetrien auf verschiedenen Märkten und zwischen verschiedenen Klassen von Akteuren und untersucht insbesondere das sich ergebende Problem des moralischen Risikos und der adversen Selektion; das Hauptaugenmerk gilt dem Banken- und Finanzierungssektor, weil

dort Smith zufolge die größten Gefahren für die Gesellschaft insgesamt lauern. Abschnitt 7 enthält einige Bemerkungen zum niemals ruhenden »elenden Monopolgeist«, der darauf aus ist, den Wettbewerb einzuschränken, um sich auf diese Weise auf Kosten der Allgemeinheit Extraprofite zu sichern. Abschnitt 8 enthält ein kurzes Schlusswort.⁴

2. Der Mensch – ein *homo mercans*

Smith gründet seine ökonomische Analyse auf eine philosophische Anthropologie. In der *Theory of Moral Sentiments* erörtert er in großer Ausführlichkeit Natur und Anlagen des Menschen, dessen charakteristische Eigenschaften, seine Beweggründe und Wünsche, seine physischen, mentalen und emotionalen Fähigkeiten usw. Im *Wealth of Nations* konzentriert er sich auf jenen Ausschnitt hieraus, der besonders für das Wirtschaftsleben von Bedeutung ist. Eine »gütige Vorsehung« habe den Menschen mit Eigenschaften und Motiven ausgestattet, die ihn auf Vergesellschaftung, Tausch und Handel, Kooperation, Wettbewerb, Entwicklung und Wachstum konditionieren. Smith zufolge bestehe »a certain propensity in human nature ... to truck, barter, and exchange one thing for another.« Er fügt hinzu:

»Whether this propensity be one of those original principles in human nature, of which no further account can be given; or whether, as seems more probable, it be the necessary consequence of the faculties of reason and speech, it belongs not to our present subject to enquire. It is common to all men, and to be found in no other race of animals, which seem to know neither this nor any other species of contracts.«⁵

Der Mensch sei jedoch nicht nur befähigt, zu kommunizieren, zu handeln und zu tauschen, er sei auch darauf angewiesen, diese Fähigkeiten zu nutzen:

»[M]an has almost constant occasion for the help of his brethren, and it is in vain for him to expect it from their benevolence only. He will be more likely to prevail if he can interest their self-love in his favour, and shew them that it is for their own advantage to do for him what he requires of them. Whoever offers to another a bargain of any kind, proposes to do this. Give me that which I want, and you shall have this which you want, is the meaning

⁴ Vgl. zum Folgenden auch Kurz, Heinz D./Sturn, Richard: *Die größten Ökonomen: Adam Smith*. Konstanz, München 2013 und *Adam Smith für jedermann. Pionier der modernen Ökonomie*. Frankfurt a. M. 2013.

⁵ Smith: *Wealth of Nations*. I.ii., S. 25.

of every such offer; and it is in this manner that we obtain from one another the far greater part of those good offices which we stand in need of.«⁶

Die heute *double coincidence of wants* genannte Situation beschreibt er in einer der am besten bekannten Passagen des *Wealth* wie folgt:

»It is not from the benevolence of the butcher, the brewer, or the baker, that we expect our dinner, but from their regard to their own interest. We address ourselves, not to their humanity but to their self-love, and never talk to them of our own necessities but of their advantages.«⁷

Und selbst die Arbeitsteilung – seiner Sicht zufolge die Hauptquelle wachsenden Wohlstands – hat ihre letzte Ursache in den genannten Fähigkeiten und Neigungen:

»As it is by treaty, by barter, and by purchase, that we obtain from one another the greater part of those mutual good offices which we stand in need of, so it is this same trucking disposition which originally gives occasion to the division of labour.«⁸

Auf wenigen Seiten etabliert Smith zwei zentrale Axiome, auf denen seine gesamte sonstige Analyse beruht:

- (1) Der Markt ist die natürliche Form der Organisation wirtschaftlicher Angelegenheiten, weil auf ihm bedeutende natürliche Anlagen des Menschen – des *homo mercans* oder *homo negotians* – zur Geltung kommen können.
- (2) Das Wohlergehen des Menschen hängt von der gelungenen Ausübung seiner Disposition zum Handel und Tausch und damit dem Funktionieren des Marktes ab, denn sie führt zu einer immer tieferen Teilung der Arbeit, einem damit einhergehenden Anstieg der Arbeitsproduktivität und steigendem Pro-Kopf-Einkommen, Smith' Maß für den Reichtum einer Nation.

Der Markt funktioniert Smith zufolge am besten unter Bedingungen *freien Wettbewerbs*, das heißt der Abwesenheit jeglicher Beschränkungen des Markteintritts und Marktaustritts. Der Wettbewerb aktiviert zwei Arten von Kräften: zentripetale und zentrifugale. Erstere bewirken, dass die Marktpreise zu ihren natürlichen Niveaus gravitieren bzw. um diese oszillieren und damit eine Tendenz hin zu einer *langfristigen Position* des Systems hinsichtlich der Waren-

⁶ Ebd., I.ii., S. 26.

⁷ Ebd., I.ii., S. 26f.

⁸ Ebd., I.ii., S. 27.

preise und der Einkommensverteilung bewirken, die ihrerseits unterstelltermaßen unabhängig vom Gravitationsprozess sind. Letztere bewirken die Störung dieser Position und ihre Ersetzung durch eine neue infolge technischen und organisatorischen Wandels. Während der Konkurrenzkampf im erstgenannten Fall mittels eines Preiswettbewerbs bei gegebenem technischen Wissen ausgetragen wird, wird er im zweitgenannten Fall mittels der Schaffung und Anwendung neuen technischen Wissens – neuer Produktionsmethoden und Produkte und damit »improvements« bzw. Innovationen – ausgefochten. Im zweiten Fall kann der Wettbewerb mit einer Peitsche verglichen werden, die das ökonomische System zu immer höheren Niveaus von Produktivität und Gütervielfalt treibt.⁹ Hierbei handelt es sich um die ungleichgewichtige, evolutionäre und Entwicklung bewirkende Seite der Konkurrenz. In beiden Fällen liegt die Betonung auf der Rivalität zwischen den Akteuren und den Verhaltensweisen, die diese induziert.¹⁰

Wir wenden uns zunächst den zentripetalen Kräften der Konkurrenz zu. Sie geben der Wirtschaft Ordnung und Kohärenz, indem sie die Marktteilnehmer disziplinieren. Smith betont: »[Good] management ... can never be universally established but in consequence of that free and universal competition, which forces every body to have recourse to it for the sake of self-defence.«¹¹ Marx sollte dereinst vom »Zwangsgesetz der Konkurrenz«¹² sprechen. Gutes Management begreift Smith als *conditio sine qua non* des Überlebens in Wettbewerbsmärkten. So unterbieten Firmen einander im Preis, um ihren Absatz und Marktanteil zu steigern, und sie überbieten einander, sofern sich die Wirtschaft in einer »advancing condition«¹³ befindet, um über höhere Löhne zusätzliche Arbeitskräfte anzuziehen. Wettbewerb und Märkte, so die Smithsche Überzeugung, erreichen in effektiver Weise und zu niedrigen Kosten, was ein Leviathan, wenn überhaupt, nur weniger effektiv und zu weit höheren Kosten erreichen könnte.¹⁴

⁹ Vgl. Kurz, Heinz D.: Technical change, capital accumulation and income distribution in Classical economics: Adam Smith, David Ricardo and Karl Marx. In: *European Journal of the History of Economic Thought* 11 (2010), S. 1183–1222.

¹⁰ Vgl. McNulty, Paul J.: Economic theory and the meaning of competition. In: *Quarterly Journal of Economics* 82 (1968), S. 639–656.

¹¹ Smith: *Wealth of Nations*. I.xi.b., S. 163 f. (Hervorhebung hinzugefügt).

¹² Marx, Karl/Engels, Friedrich: *Gesamtausgabe* (MEGA): Hg. v. der International Marx-Engels Foundation (IMES). Zweite Abteilung: »Das Kapital« und Vorarbeiten, Bd. 15, S. 257.

¹³ Smith: *Wealth of Nations*. I.vii., S. 72.

¹⁴ John Stuart Mill sollte dereinst behaupten: »Only through the principle of competition has political economy any pretension to the character of a science«, denn nur dann könne die Bestimmung von Löhnen, Grundrenten und Profiten auf der Basis von

Who should prevent sweatshops?

Duties, excuses, and the division of moral labour in the global economy

In debates about global justice, many commentators take it for granted that in order to make the global economy more just, its legal and political framework has to be changed. Suggestions include changes in the structures of the WTO,¹ a new approach to property rights for resources coming from countries without democratic accountability,² or a coupling of free trade with labour standards.³ It is hardly possible to deny the importance of such reforms, and many would agree that as citizens of democratic countries, we have a duty to work towards them. In addition, we arguably have a duty of assistance towards those in dire need, for example in cases of famines.

In this paper, I ask what other duties participants in the global economy (or market participants, for short) have, and how these duties should be allocated between them. Changes in the global legal structures are hard to push through, and the gears of international politics grind slowly. Meanwhile, many market participants feel that they have other duties as well. For example, many consumers consider it a duty not to buy clothes that might have been produced by child labour.⁴ It seems clear that if individuals, especially children, in one's neighbourhood were treated in the way in which sweatshop workers are treated, we would have a duty not to contribute to this treatment, and probably a duty to help as well. In the global economy, the sweatshops in which our

¹ See for example Loriaux, Sylvie: Fairness in international economic cooperation: moving beyond Rawls's duty of assistance. In: *Critical Review of International Social and Political Philosophy* 15(1) (2012), pp. 19–39.

² Wenar, Leif: Clean Trade in Natural Resources. In: *Ethics & International Affairs* 25(1) (2011), pp. 27–39.

³ Barry, Christian/Reddy, Sanjay: *International Trade and Labour Standards: A Proposal for Linkage*. New York 2012.

⁴ Sweatshops (which are often combined with child labour) have also famously been discussed by Young, Iris Marion: *Responsibility for Justice*. Oxford 2011, pp. 126–127. I comment on how my solution differs from hers in fn. 6 below. Ethical consumerism is sometimes seen as an answer to the global governance gap (see e. g. Follesdal, Andreas: Political Consumerism as Chance and Challenge. In: *Politics, Products, and Markets: Exploring Political Consumerism Past and Present*. Ed. by Michele Micheletti, Andreas Follesdal and Dietlind Stolle. New Brunswick, NJ 2004, pp. 3–20). But consumers are not the only market participants whose responsibilities need to be reconsidered. I therefore suggest a broader analysis.

clothes are produced are out of sight. Does this mean that all duties we have towards these workers are eliminated? In order to answer this question, it is important not to be misled by certain assumptions about the global economy that are made in textbook models of markets. As will be discussed in more detail below, real-life markets are much more diverse than these models assume, and this diversity translates into a diversity of the duties that market participants can have.

The aim of this paper is to disentangle the reasons for and against the existence of moral duties that participants in the global economy have towards one another, and to see how the division of moral labour between them can be informed by an analysis of the validity of counter-arguments. I start by discussing the normative bases of a *prima facie* duty for market participants not to contribute to harm and to offer help in certain cases. Using a stylized example, I argue that the duty to help is rendered stringent through the involvement with the situation and the capacity to help. Thus, *prima facie* there is a duty not to harm, or to fail to help, that one has *qua* participant in the global economy.

I then proceed to disentangle various arguments for why one might be justified or excused in neglecting this duty: negligibility, (morally innocent) ignorance, and what I call budget constraints, which relate to the fair distribution of burdens and the role of competition. Arguments about such justifications or excuses deserve close scrutiny, because they can be abused as smokescreens to deflect claims about one's responsibilities. But one can draw on well-known arguments from moral philosophy in order to evaluate their force and thereby arrive at a decision procedure for when the *prima facie* duty is binding or not, or when market participants might be excused for failing to fulfil it. An important step in my argument is to draw attention to the heterogeneity of the participants in the global economy: there are not only consumers, i. e. private individuals and families, but also companies of different kinds that can also be held responsible for what they do.⁵ They have very different capacities to overcome the obstacles that are candidates for justifications or excuses, and for taking measures that are improvements over the status quo. Distinguishing different obstacles and different capacities helps to derive guidelines for a division of moral labour, and hence helps to get beyond general claims about »structural« injustices and our responsibilities for them.⁶ Such a division of la-

⁵ Cf. e. g. Bovens, Mark: *The Quest for Responsibility. Accountability and Citizenship in Complex Organisations*. Cambridge 1998, for an account of responsibility in organizations. My argument does not turn on whether a company's responsibility is understood as a collective responsibility of its members, a responsibility of the legal entity, or a responsibility (or responsibilities) of individual members.

⁶ Young, in her »social connection model« (*Responsibility for Justice*, chap. 4), argues

bour can build on the strengths of different market participants and hence keep moral burdens manageable even in the absence of institutional solutions. In the conclusion, I emphasize that this approach does not contradict, but rather supplements, the institutionalism that prevails in debates about global justice and the global economy.

1. The duty not to harm and the duty to help

Imagine the following example: Mary often buys vegetables from a nearby farm. One day, she discovers that the farmers have a young child who has to help with the farm work for many hours every day. The parents tell her that they are considering taking the boy out of school so that he can help more; they argue that the competition for customers is so harsh that this is their only way of making ends meet. Mary is appalled: it seems that she has bought food that was produced by exploiting⁷ a young child, who is likely to have been harmed in his physiological and psychological development. She feels that she has a duty to do something about the situation.

What might be the normative bases for Mary having a duty to do something in this situation? There are two obvious candidates: a duty not to harm, and a duty to help.

Most theorists consider the duty not to harm a fundamental principle of morality and a perfect duty. To show that a duty of harm has been violated, one needs to show two things: that the person in question has played some causal role in the event,⁸ and that harm has in fact been done. With regard to the for-

for a general responsibility that stems from the participation in morally problematic social structures. Young describes her account as forward-looking rather than backward-looking (pp. 109–110). In that sense it is similar to the stringent duty to help that I describe below. In fact, the kind of social connection Young describes could be seen as spelling out what can make a duty to help stringent (see e. g. pp. 105–106 and pp. 142–143). My account goes beyond hers in two ways: it also takes into account backward-looking responsibilities, and it spells out how different justifications or excuses can be used to derive a division of moral labour. Young hints at something similar (under the term »parameters of reasoning«) when reflecting on the responsibility for changing unjust structures (mentioning power (pp. 144–145), privilege (p. 145), interest (pp. 145–146), and collective ability (pp. 146–147)), but without drawing connections to the ways in which such factors are usually seen in moral theorizing.

⁷ Note that here and in what follows, I use the term »exploitation« and its cognates in a non-technical, somewhat loose sense. My focus is not on defining exploitation, but on understanding what reasons there might be for being justified or excused when contributing to it. I assume that although there may be borderline cases, many real-life cases clearly fall under a broad concept of exploitation.

⁸ Note that the question of how that causal role translates into a *moral* responsibility

mer, it is important to note that for an act to count as a violation, the violation does not have to be intended, it can also be a by-product of other actions or a result of negligence. Here I also assume that if one contributes to a process that causes harm then this also violates the duty not to harm, at least if this contribution is reasonably direct. It is a matter of judgment whether, in a concrete case, an agent's contribution is sufficiently direct to constitute a violation. But it is important not to make the threshold for such contributions too high; otherwise one might end up with no one being responsible for the harm done, especially in situations in which there are many contributing individuals.⁹

With regard to the second condition – that harm has been done – it is equally important to be careful in defining what the harm in question consists in, and what the point of comparison is. In response to the example given above, someone might say that Mary has helped rather than harmed the child, because without her having bought products from his parents, his situation would have been even worse. This conclusion would be too quick, however. Even if Mary's actions so far might have contributed to a higher income for the family, this does not mean that no harm has been done to the young boy. By assumption, he suffers severe deprivation. Some of this harm could be prevented if the customers, including Mary, paid a higher price for the farm products. Although Mary is not alone in contributing to this harm, she is part of the story.

In the discussion of Mary's situation the second duty upon which one might draw is a duty to help. Here, one can distinguish two levels. There is, first, a *general* duty to help those in need. It is usually understood as an imperfect duty: there is some latitude in where, when and how one fulfils it. Thus, individuals can decide how they want to fulfil this duty, and they can decide against helping a particular individual in a particular situation, as long as they do enough, overall, to fulfil this duty. How much that is, however, is difficult to determine, especially if others do not do their fair share. Murphy, for example, suggests that our duty of beneficence in a situation of widespread non-compliance amounts to no more than what would be our fair share if everyone did their fair share.¹⁰ Another suggestion would be to say that those who are better able to help have a greater duty; thus, Miller is one among many theorists who see »capacity« as a principle of responsibility.¹¹ The general duty to help, however, is not directly connected to Mary's role as a customer of this family;

can only be answered after various candidates for justifications and excuses are considered (see below).

⁹ Below, I address the problem of »negligibility«, i. e. the claim that some causal effects are so small that they can be neglected in the calculation of *moral* responsibility.

¹⁰ Murphy, Liam B.: *Moral Demands in Nonideal Theory*. Oxford 2000.

¹¹ Miller, David: Distributing Responsibilities. In: *The Journal of Political Philosophy* 9(4) (2001), pp. 453–471.